

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Feurige Kohlen [Fortsetzung]
Autor: Muschg, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575704>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 21.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Tanz um den Freiheitsbaum zu Bern. Zeichnung von Hans Beat Wieland.
 (Aus der „Geschichte der Schweiz im XIX. Jahrh.“ von Theodor Curti, Verlag von F. Zahm, Neuenburg.)

— ❧ — Feurige Kohlen. ❧ —

Novelle von Adolf Mühsig, Zollikon.

Nachdruck verboten.
 Alle Rechte vorbehalten.

III.

Der Oberhofer ist ein strenger, harter Mann; aber wenn er's nicht von Natur aus wäre, so würde ihn sein Geschäft dazu machen. Die Beforgung des ganzen, weit ausgedehnten Bauerngewerbes liegt ihm allein ob. Mit der Sonne ans Tagewerk und spät erst, wenn in Stall und Scheune Rundschau gehalten, Feierabend! Dazu vier Knechte, die ihm, statt

zu helfen, oft des Teufels Aerger und Verdruss bereiten; ja, man hat sein Kreuz mit fremden Leuten! Freilich, dem Markter zu trogen hat noch keiner sich getraut. Vor seiner gewaltigen Stimme verstummt jeder Widerspruch, der offene wenigstens. Dafür stecken die Kerle heimlich ihre Köpfe zusammen, allgegenwärtig ist selbst ein Markter nicht; oder wenn der Zorn

dem Bauern sonst schon bis an die Haarwurzeln gestiegen, kommt einer mit der ungeschulbigsten Miene gegangen, am Futter-schneidstuhl sei das Rad gebrochen oder der Braune müsse auf etwas Schneidendes treten sein, er hünke. Solang die Mutter noch manche Sorge von ihm nahm, manchen Mergel durch ihr liebevolles Wesen verschlechte, war's noch eher zu ertragen; jetzt aber fehlt der gute Geist des Hauses schon seit elf Jahren, bei Lenchens Geburt ist die Oberhoferin gestorben. Die Luise, ihr Ebenbild, thut zwar zu Hause ihr Möglichstes; aber gerade sie ist schuld daran, daß er heute hinterm Pflug seine aufgeregten Gedanken nicht zur Ruhe bringt. Wenn es Grund hätte, was die Leute unten im Dorf sich zuraunen und was er selber schon öfters zu bemerken geglaubt, wenn die Luise es mit dem Reimer, dem Schulmeister, hielte! Krampfhaft umfassen des Bauern derbe Hände die Griffe des Pfluges. Könnte sich sein Kind so weggeworfen, so vergessen haben? „Nein, es ist nicht möglich!“ beruhigt er sich, und dennoch, wenn er sich das seltsame Thun der Tochter vergegenwärtigt, Oberhofer, wenn's dennoch wahr wäre? In ihrem Charakter ist etwas Sanftes, Weiches, ein Erbstück der seltsamen Mutter. Wär's nicht möglich, daß der hübsche Krauskopf sich in ihr unbewachtes Herz geschlichen und nimmer heraus will? Daher ihr träumerisches Wesen, daher ihr kaltes Dabeistehen, wenn ihm ein besonders guter Handel gelungen ist und er die blankte Reihe Fünffrankenthaler vor ihr ausbreitet, wobei er mit Seelenbehangen dem Kintgen der Geldstücke sich hingibt, sie dreinschaut, als wär's das größte Unglück. Nun, seine Alte hat's ebenso gehabt und ist dennoch eine Musterbäuerin geworden. Jetzt ist Luise's Seele nicht beim Bauerngeschäfft; aber daran sind die verdammten Bücher schuld, die ihr der Schulmeister immer zukommen läßt. Diesem Unfug muß vor allem ein Ende gemacht werden. Sein Kind ist ja sonst lenksam und wird wohl noch zur Vernunft zu bringen sein. Aber Zeit ist's, einzuschreiten, und das will der Oberhofer heute noch.

Durch diese Ueberlegungen wurde der Markter soweit beruhigt, daß er sein Lenchen freudig empfing und dem guten Zeugnis das gebührende Lob spendete. Auch Luise bekam seine wiedergewonnene gute Laune zu fühlen. „He, Hausmutter, was steht Gutes auf dem Tisch? Hunger haben wir wie die Bären!“ Und als gar sein Lieblingsgericht aufgetragen wurde, da klopfte ihr der Vater auf die Schulter: „So ist's recht, Kinder, für euch nur plag' ich mich Tag und Nacht, ihr sollt einst ausbieten können, ihr, des Oberhofers Töchter!“ „Nun, eigentlich,“ und sein Blick fuhr lauend und stechend zu Luise hinüber, „pressieren thut das nicht; da sag' ich auch noch ein Wörtchen dazu. Nur nichts Ueberreiltes, was dir und mir nichts als Verdruß und Schande bringen müßte! Du kennst ja das heilige Bibelwort: Ehre Vater und Mutter, he, Luise?“

Mittlerweile hatten auch die Knechte sich eingefunden, und die Männer griffen wacker zu, der Bauer mit dem stolzen Bewußtsein, seine Pläne um ein gut Stück gefördert zu haben. Das war ja über Erwarten glatt abgegangen, der Schulmeister wird nun wohl erfahren, woran er ist. Das war also jetzt vorüber, ein für allemal. Der Gedanke daran machte ihn derart aufgeräumt, daß er in der heitersten Laune mit den Knechten zu scherzen anfing und einen um den andern zur Zielscheibe seiner Witze werden ließ. Lautes Gelächter erschallte am Tische, wenn der Bauer wieder einen aufgezogen hatte und der stillverlegen vor sich hinsah.

Ah, im Herzen seiner Tochter sah es nicht halb so fröhlich aus. Luise hatte den Vater und sein hinter Lachen verstecktes Drohen wohl verstanden. Sie kannte seinen eisenharten Sinn und seine Verachtung gegen alle, deren Beutel weniger gefüllt war als der seine. Dafür war der Markter übrigens im ganzen Dorf bekannt, Freunde und Gönner hatte er unten bei den Neuwylern nicht manchen. Konnte man ihm aber einen Schabernack spielen oder auf irgend eine Weise einen höllischen Mergel bereiten, so blieb es dem Alten gewiß nicht erspart. Besonders hatten es die junaen Burschen des Dorfes auf ihn abgesehen, und das mit gutem Grund. Mehr als einer unter ihnen hatte sich schon mit der ehrlichsten Absicht von der Welt auf den Oberhof begeben, weil die schöne Luise ihm in die Augen gestochen; aber alle hatten unverrichteter Dinge abziehen müssen, kamen gar nicht dazu, ihr zu sagen, wie's ihnen ums Herz sei. „Auf wen wartet der Alte eigentlich für sein Kind? Soll etwa ein Prinz auf dem Oberhof ankehren und den Bauer demütig um die Hand der Tochter bitten?“ Freilich, die Luise wäre eines solchen vollauf würdig gewesen, und an ihr lag's

auch nicht, daß man überall mit Abscheu vom Oberhofer und seinen Leuten sprach. Manch armes Tagelöhnerweibchen, mit dem die blonde Luise ein freundlich Gespräch anfang, sagte sich im Stillen: „Wie die beiden zusammenkommen, der Oberhofer und sein Kind, wie aus dem alten knorrigen Stamm diese duftige Rose erstehen konnte, 's ist nicht zum Begreifen!“ Als dann der neue Lehrer, der Reimer, am letzten Vereinsfestchen der Luise vor allen andern den Vorzug gab und auch ihre Augen mehr verriet, als sie vielleicht in Gegenwart so vieler lauender Blicke sollten, da zwinkerten die Bursche einander zu, und es war keiner darunter, dem nicht das Herz im Leibe gelacht hätte vor Begier, dem Oberhofer den Bericht, mit den gehörigen Sticheleien gewürzt natürlich, zu überbringen. Ein Wigbold hatte auf mächtigem Papierbogen die Verlobungsanzeige hingemalt, und bei Nacht und Nebel sollte das Dokument an des Markers Haus besetzt werden. Wachen waren ausgestellt, einer auf des andern Schulter geklettert, in der Hand den Bogen, im Gesicht die göttlichste Schadenfreude! „Wartet, das bringt ihr allein nicht fertig, ich helf' euch ein wenig...“ fuhr da eine Stimme dazwischen, allen nur zu gut bekannt. In bloßen Hemdärmeln, den großen zottigen Wolfshund zur Seite, stand trotz aller Vorsicht, trotz der Grabesfülle der Markter unter ihnen, der Teufel selbst mußte ihn hergeführt haben! Wie da die Burschen künfte Weine machten und froh waren, ungeschlagen und ungebissen davonzukommen!

Seither ist die Abneigung gegenseitig; was hat der Oberhofer schließlich den Dorfgemeinden nachzufragen? Die Geschichte mit dem Reimer ist ihm lange schwer im Magen gelegen; jetzt aber betrachtet er sie als erledigt. Nur in zwei Herzen blüht die stille Hoffnung fort, ein gütiges Geschick möchte ihrer Liebe zu Hilfe kommen. Sie sind entschlossen, nicht von einander zu lassen, das haben sie sich in heiliger Stunde gelobt, Luise unter schmerzlichem Weinen.

IV.

Schülerarbeiten durchsehen ist ein mühseliges Geschäft, besonders wenn dabei allerlei schwere Gedanken die Seele durchziehen. Das empfindet auch Georg Reimer, der still hinter einer mächtigen Schicht Hefen sitzt und nachdenklich den Kopf in die Hand stützt. Die Nase treffen wir ihm gegenüber, emsig mit den Stricknadeln klappernd und hie und da den besorgten Blick zum Bruder hinüberwendend, ob der das drückende Schweigen nicht unterbrechen wolle. Aber weiter knarrt die behende Feder, und weiter tönt von der Uhr an der Wand: Tick, tack, tick, tack! Immer düsterer werden des jungen Lehrers Blicke, immer dicker und länger die roten Striche. Endlich steigt die Feder weg: „Kofel, ich halt's nicht länger aus, ich muß zum Oberhofer. Keine Ruhe hab' ich mehr, am Examen hat er gelehrt, und heute traf mich sein Blick, so kalt und schneidend...“ „Und jetzt geküßt es dich, noch mehr deren in Empfang zu nehmen, willst dir von ihm noch Grobheiten gefallen lassen,“ unterbrach die Nase, „oder hast du noch Hoffnung, ihn unzustimmen den Markter? Georg, wenn du meinen Rat annehmen willst, laß das bleiben. Ich thät's nicht an deiner Stelle, auch wenn der Bauer mich mit offenen Armen empfinde. Ich bin ein thörichtes Mädchen und du klug und gelehrt; diesmal aber hab' ich dennoch recht. Wahr ist's, die Luise ist schön und wohl auch gut, das wissen wir, und alle Welt sagt's. Aber sie ist des Markers Kind, und das wird früher oder später zum Ausbruch kommen. Stell zwei Blumenzwiebeln nebeneinander, beide ganz gleich groß und von gleicher Form und Farbe! Aus der einen entsteht die herrliche Tulpe, aus der andern die giftige Herbstzeitlose. Die Zwiebeln vermögen sich dessen nichts, das thut der Ursprung der beiden. Georg, den Oberhofer muß ich dich nicht kennen lehren; hat die Sucht nach Geld so dein Herz ergriffen, daß du darüber das Gend vergiffest, an eine herzlose, gefühllose Frau, die du mit der Zeit verachten müßtest, gefesselt zu sein? Georg, ich sag' mit dem Vater, lieber wolt' ich dich hinausstragen sehen auf den stillen Friedhof!“

„Kofel,“ ließ sich Georg endlich vernehmen, „was den Markter betrifft, hast du recht, und wäre die Luise wie der Bauer, ich würde sie verabscheuen, und wenn sie noch einmal so reich wäre. Aber die Luise ist nur dem Leibe nach des Oberhofers Kind, und um den Preis, sie zu gewinnen, wag' ich den Kampf.“ Der sonnige Glanz in Georgs Augen ließ die Schwärze erraten, daß diese Ueberzeugung des Bruders weder ein Deckmantel für allerlei geheime Spekulationen noch ein Strohflecken war, an-



Berner Bauer um 1850. Originalzeichnung von Albert Ruter.
(Aus der „Geschichte der Schweiz im XIX. Jahrh.“ von Theodor Curtl, Verlag von F. Zahn, Neuenburg).

gefacht in einer Stunde, wo der klare Verstand mit dem Herzen durchgegangen, sondern das Ergebnis gründlicher Ueberlegung, wie diese einem Entschluß von solcher Tragweite angemessen und vonnöten ist. Daß das „Herz zum Herzen“ sich findet, dessen ist Georg völlig sicher; er wird seine Gründe dafür gehabt haben, der junge Mann! Vielleicht hat ein herzlicher Kuß der Luise oder ein Blick aus ihren sanften Blauaugen ihn seiner

Sache so sicher und zur Ueberwindung aller Hindernisse so mutig und entschlossen gemacht.

Als käme unserm Georg die Erinnerung an so etwas, lächelte er still vor sich hin; dann aber wieder ernst werdend, fuhr er fort: „Hart wird's gewiß halten, des Vaters Einwilligung zu gewinnen, das glaub' ich. Treff' ich den Markter zufällig im Hirschen, wo unsereins auch zuweilen sein ehrlich

Glas Wein trinkt, und der Bauer hat nicht gerade Seinesgleichen um sich, so starrt er lieber eine volle Stunde lang auf die Zeitung nieder, und wäre es eine Nummer aus dem vorigen Jahrhundert, als daß er sich herbeiließe, ein Wort an mich zu richten. Und doch hab' ich vor meinen Kollegen den Vorzug, weil zufällig die Lene, sein Kind, meine Schülerin ist. Hat er so dageessen und gewartet und es will nichts Ebenbürtiges kommen, so tupft er doch wenigstens flüchtig an seinen Hut. Es wär' zum Lachen, Rose, wenn er nicht der Vater meiner Luise wäre!"

"So ist das entscheidende Wort zwischen euch schon gefallen, du bist ihrer Liebe sicher?" forschte die Schwester.

"Du bist treu und verschwiegen, Rose, und sollst darum alles wissen," fuhr Georg fort. Kurz nach dem fatalen Streich der Jungburschen fügte es ein Zufall, daß der junge Lehrer die Luise allein vor dem Hause traf. Nun war es doch seine Pflicht, sich für den wenn auch ohne Schuld und Wissen verursachten Mergel gebührend zu entschuldigen; ebenso verlangte es die bloße Gegenhöflichkeit von Luise, dem reinigen Sünder Absolution zu erteilen. Freilich hätte sie das mit mehr Ernst thun sollen, ohne das gewinnende Lächeln, und dann das liebliche Erröten war schon gar nicht am Plage. Georg schrieb letzteres dem wiederaufsteigenden Groll zu, und um es mit des Oberhofers Tochter ja nicht zu verderben (denn solche Töchter einflussreicher Väter können einem jungen Lehrer und seiner Stellung manchmal sehr gefährlich werden), wandte er um so mehr Eifer und guten Willen an, alles wieder gut zu machen. Es gelang ihm auch so ziemlich, wenigstens redete sich das Georg im Weitergehen ein. Kam er aber zu Hause an, so wollte ihm dennoch scheinen, er hätte den schlagendsten Beweis für seine Unschuld eigentlich noch nicht erbracht. Die Luise schien den auch noch zu erwarten, und wäre der Marker so ein Stündchen vor Essenszeit heimgekehrt, so hätte er die beiden Leutchen und ihre regelmäßigen Konferenzen beobachten können. Nun, endlich wurde es doch gefunden, das erlösende Wort, wenn es auch bloß die strahlenden Augen aussprachen. Sie vergaßen, daß

zwischen ihnen ein blinkender Haufen Gold aufgetürmt lag, hörten nur, was das aufjubelnde Herz zu ihnen redete, das einzige, heilige Wort „Liebe“. Soweit war Georg mit seiner Erklärung an die Schwester gekommen, als er erregt aufsprang: „Und jetzt soll ich feig und ehelos die Luise im Stiche lassen, bloß weil der Oberhofer sauer dazu sieht? Gibt er mir nur sein Kind, so will ich weiter nichts von ihm, sein Geld mag er behalten. Das soll er heute noch von mir hören, und darauf bau' ich meinen Plan. Der Siegfried in der alideutschen Sage war am ganzen Leib unberlethlich und hatte dennoch eine bloße Stelle, wo Hagens Speer ihn tödlich treffen konnte; das ist beim Marker der fluchwürdige Geiz. Wer weiß, ob er nicht mit beiden Händen zugreift, wenn er merkt, daß er sein Kind anständig versorgen kann, ohne den Beutel zu ziehen! Und sei dem, wie ihm wolle, so will ich wissen, ob der Bauer mir ins Gesicht hinein den Mut hat, der schmutzige Geizhals zu bleiben und das Glück seines Kindes dem Geldteufel zum Opfer zu bringen.“ Damit war der junge Mann an der Thür und wandte entschlossen seine Schritte dem Oberhof zu. Das Leichen sprang hocherfreut ihm entgegen, und an des Kindes Hand betrat er die Bohnstube, den Bauer am eifrigen Schreiben eines Briefes störend. Wider Erwarten freundlich, freilich mit einer nicht zu verkennenden Herablassung empfing er den Gast. Man sprach vom Wetter, übers Gramen, über Leuchens Fortschritte. Wie aber dann Georg die Rede auf Luise und seine Liebe lenken wollte, unterbrach ihn der Bauer: „Lene, geh, heiß Marie einen Schluck Wein holen, hinauf in die obere Stube, Ihr, Schulmeister, kommt mit; mir ist's recht, mich Euch gegenüber einmal auszusprechen. Habe zwar gehofft, es würde mir erspart bleiben, ein so gelehrter Mann hätte ohnedies das Nichtigste treffen sollen. Ich will Euch aber offen meine Meinung sagen, und wir wollen uns beidseitig nicht aufregen, das verdirbt den Appetit.“

Unterdessen war auch der Wein angelangt, und der Bauer hatte seine Zigarre in Brand gesteckt. Georg hatte es für gut erachtet, der Einladung zu folgen und ein Gleiches zu thun.

(Fortsetzung folgt).

Alligatoren-Schlachten im Amazonasstrom.

Reise-Erinnerungen von der Insel Mexiana.

Von Dr. phil. Gottfried Hagmann aus Basel, Assistent der zoologischen Sektion des Museu Göldi in Pará (Amazonenstrom).

Mit vier Originalabbildungen.

Schon im vierten Jahrgang dieser Zeitschrift hat Professor Dr. C. A. Göldi, Direktor des Museu Göldi in Pará, auf die unzähligen Massen von Alligatoren hingewiesen, die jedes Jahr auf den verschiedenen Fazendas von Marajó vernichtet werden. Auch von Mexiana erzählt uns Wallace, daß er daselbst im Jahre 1848 einer Alligatorenschlacht beigewohnt habe. Zu jener Zeit wurden diese Tiere zur Gewinnung von Fett zu Beleuchtungszwecken gejagt, und deshalb blieb die Zahl der erlegten Alligatoren eine höchst minimale. Heute aber, wo die Grundbesitzer zur Erhaltung ihrer Viehherden darauf angewiesen sind, mit den Alligatoren den Kampf ums Dasein aufzunehmen, sind sie gezwungen, jedes Jahr möglichst viele ihrer gefräßigen Feinde unschädlich zu machen. Auch ich hatte die Gelegenheit, während meines dreimonatlichen Aufenthaltes auf Mexiana solchen Alligatorenschlachten beizuwohnen, und dabei hatte ich noch das besondere Glück, von den Vorgängen mehrere gut gelungene photographische Aufnahmen machen zu können.

Die Insel Mexiana, wohin wir im Auftrage der Direktion des Museu Göldi eine Forschungsreise unternommen hatten, liegt im nördlichen Amazonas-Mestuarium unweit ihrer größern Schwester Marajó. Die Besitzer der Insel, die Gebrüder Bombo, unsere lebenswürdigen Gastgeber, boten uns alles Mögliche, um uns mit den Naturwundern ihres Gilandes bekannt zu machen. Kurz vor unserer Abreise sollten wir noch die Gelegenheit haben, zweien dieser berühmten Alligatoren-Schlachten beizuwohnen, und da uns davon schon viel erzählt worden war, sahen wir mit großer Spannung dem Tag entgegen, der uns eines der großartigsten Schauspiele des Amazonasstromes vor Augen führen sollte.

Der große Tag war angebrochen; als mächtige hochrote Halbkugel erschien die Morgensonne hinter den langgestreckten,

hellgrauen Cumuli und sandte ihre ersten, bleichen Strahlen nach unserm Standquartier. Nichts war ihr im Wege, uns den Morgengruß frühzeitig zu bringen; denn vor uns lag der offene Campo, der nur in weitester Ferne vereinzelt, als dunkle, niedere Silhouetten erscheinende Waldinseln aufwies. Reges Leben entfaltete sich schon vor Sonnenaufgang um das „Herrenhaus“, das zwar gemäß seiner einsamen Lage im Zentrum der Insel nur aus einer mit Wellblech eingedeckten Holzbaracke bestand, das uns aber dennoch schon seit sechs Wochen ein angenehmes und interessantes Standquartier gewesen war. Unsere Pferde standen schon vollständig gesattelt an den Pfosten des Hauses angebunden; die „Baqueiros“, Kuhhirten, die schon am vorhergehenden Tag ihre Lanzen, Aexte, Messer und Kugelbüchsen hergerichtet hatten, waren zum Teil schon aufgesehnt und warteten ungeduldig, bis wir, die „Herren“, unsern Morgentkaffee eingenommen hatten. Die Sonne war indessen über den Horizont heraufgekommen, wir stiegen in Sattel, und damit war das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch gegeben.

Im Trabe ging es über den endlosen Campo hinweg, und nach zweistündigem Ritt zeigte sich am Horizont eine niedere Waldsilhouette. Dahinter lag unser Reiseziel; dort sollten wir die Alligatoren Kopf an Kopf zusammengebrängt in einem kleinen Tümpel vorfinden. Ausgedehnte, mit einer feinhalmigen Vinie bewachsene Niederungen wechselten mit weiten Grasflächen, die zum Teil mit niedrigen, knorrigen Bäumen bedeckt waren, die mit ihren großen, schwefelgelben Blüten sich von dem dunklen Grün der dahinterliegenden Waldinsel prächtig abhoben. Bald gelangten wir an den Rand der „Mondongos“, Sümpfe, die von Papyrus-Stauden eingefäumt und teilweise überwachsen sind. Nahe glitt der scharfe Blick der Baqueiros über die endlose Fläche hinweg, um die zur Durchquerung des Sumpfes geeignetste Stelle zu erspähen. Vor-